

Im Zweifel für den Angeklagten

Franz Ambrosi

 medienverlag

Franz Ambrosi
„Im Zweifel für den Angeklagten“
1. Auflage, © Mai 2012

CM Medienverlag, Inhaber Christoph Morré
A-8074 Graz-Raaba, Johann-Kamp-Platz 1
Telefon +43 (0)316 38 16 15-0
www.medienverlag.at

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise,
und Vervielfältigung in jeglicher Form (Fotokopie, Mikrofilm
oder andere Verfahren) oder Verarbeitung durch elektronische
Systeme ohne schriftliche Einwilligung des Verlages verboten.
Vorbehaltlich Satz- und Druckfehler.

ISBN 978-3-900254-65-0

Inhaltsverzeichnis

Am Ende des Tunnels	5
In guten wie in schlechten Zeiten	16
Das Leben hängt an einem Seil	27
Kurzer Prozess	37
Das Urteil	58
Mit dem Krokodil in die Karlau	62
Das Tor steht offen	71
Keine Spenden in der Kirche	77
Der Lügendetektor	86
Im Fernsehen	90
712 Tage Unschuld	93
Der Anruf	97
Das lange Warten	100
Endlich wieder vor Gericht	105
Der Tag der Entscheidung	120
Nachrede und Danksagung:	122
Die Macht der Frauen	122
Anhang:	124
Die Chronologie der Ereignisse	124
Checklist: Was tun bei einer Verhaftung?	135

Am Ende des Tunnels

Das große schwere Tor öffnet sich mit einem Ruck. Ich zucke zusammen, sehe zum Wachebeamten hinüber, warte auf eine Aufforderung zu gehen. Der Mann nickt mir zu. Ich nehme die zwei Schachteln mit meinen Habseligkeiten fest in beide Hände. Viel ist das ohnehin nicht. Ein paar Kleidungsstücke, die ich von entlassenen Häftlingen bekommen habe. Ein altes nutzlos gewordenes Handy, das schon längst keinen Vertrag mehr hat. Briefe. Fotos.

Meine ersten Schritte ins Freie, ins gleißende Sonnenlicht, sind unsicher, fast wäre ich über die Schwelle gestolpert. Draußen stehe ich allein vor dem riesigen alten Gebäude des Landesgerichts Wiener Neustadt, meine Augen blinzeln und mein Kopf kann das alles nicht glauben. Im Hintergrund sehe ich den wunderschönen Park gegenüber vom Landesgericht. So sieht also die Freiheit aus.

Gerade noch absolvierte ich meinen täglichen Spaziergang im Hof des Gefängnisses. Seit Wochen, seit sie mich aus der Karlau hierher gebracht haben, drehe ich hier dieselbe Runde, sehe dieselben Gesichter, dieselben Steine, dieselben Wächter. Außer bei Schlechtwetter, da müssen wir in unseren Zellen bleiben. Das ist in Graz in der Haftanstalt Karlau so und in Wiener Neustadt nicht anders. Es gibt zwei Dinge, auf die ich mich seit Jahren gefreut habe, nach denen ich mich gesehnt habe wie verrückt: Ein Wiedersehen mit meiner Tochter. Und ein Spaziergang im Regen.

Auf dem Weg zur Zelle machte ich Halt. Im Hof gab es ein Telefon an der Wand. Ich wartete auf ein Zeichen des Wachebeamten, den Hörer abnehmen zu dürfen. Mein schriftliches Ansuchen für die ein bis zwei erlaubten Telefonate pro Woche war auch zuletzt wieder genehmigt worden, ich machte den Beamten und der Anstaltsleitung keinerlei Probleme

und hatte daher auch von ihnen keine zu erwarten. Abgehört und auf Band aufgenommen wurde sowieso jedes Gespräch. Der Staat ging da kein Risiko ein. Ich schob die Wertkarte in den Apparat und wählte die Nummer meiner Schwester.

„Hallo Hase“, sagt sie, „ich weiß leider nichts Neues. Und du?“ „Nein“, antworte ich, „warte ich halt weiter. Irgendwann müssen die in Wien das Ganze ja endlich angeschaut haben und mich freilassen. Meint die Frau Doktor auch.“ „Apropos“, unterbricht mich meine Schwester, „die Anwältin klopft gerade an auf meinem Handy. Ich schmeiß dich raus, ruf mich bitte in einer Viertelstunde noch einmal an.“ Ich lege auf.

Ich zähle die Sekunden, die Minuten. Warte. Dann drücke ich noch einmal dieselben Tasten und höre wieder die Stimme meiner Schwester. Jetzt klingt sie allerdings aufgeregter, höher als zuvor. „Pack dein Klumpert zusammen, Hase“, sagt sie eilig, „du gehst heim. Ich hol dich ab. Ich beeil mich!“ Sie legt auf. Im ersten Moment denke ich, sie macht einen Witz. Ich stehe da im Gefängnishof. Keine Rede von Entlassung. Ich halte noch den Hörer in der Hand, als ein Fenster aufgeht und jemand in den Hof hinunter ruft: „Nicht telefonieren, zusammenpacken, heimgehen!“

Fassungslos stehe ich da, der Beamte muss mich geradezu anschieben, um mich zu meiner Zelle zu bringen. Da sind bereits mehrere Wächter, räumen in Windeseile meine Sachen in Kisten und machen sie zu. Der eine Beamte sagt lachend: „Die können dich doch noch nicht gehen lassen, unsere Bastelarbeiten für Weihnachten sind noch lang nicht fertig!“ Und ein zweiter sagt: „Mit wem soll ich jetzt Badminton trainieren?“

Meine Schwester erzählte mir später, wie sie diese Minuten erlebt hat. Als wir telefonierten und der Anruf der Anwältin dazwischen kam. „Was haben Sie denn heute vor?“, fragte die Anwältin. „Nichts Konkretes“,

antwortete meine Schwester. „Doch“, sagt die Anwältin, „sie fahren jetzt nach Wiener Neustadt. Und holen Ihren Bruder ab.“ Meine Schwester begann zu heulen vor Erleichterung. „Ja, mach ich“, brachte sie gerade noch heraus.

Zwanzig Minuten nach dem letzten Anruf im Gefängnishof stehe ich schon vor dem Gericht und blinzele in die Sonne. Mir schießen in rasender Geschwindigkeit Gedanken durch den Kopf: Soll das alles ein schlechter Witz sein? Was tue ich jetzt?

An der Rückwand des Gebäudes sind hohe Mauern zu erkennen, die ich bisher nur von der anderen Seite her kannte. Den neuen Trakt habe ich vorher überhaupt nie wahrgenommen. Kommen sie gleich wieder heraus und sagen: „Angeschmiert, geh wieder rein, aber flott“? Ich stehe da und kenne mich nicht mehr aus. Ich warte, eine halbe Stunde lang oder vielleicht auch nur fünfzehn Minuten, und überlege, wie es weitergehen soll.

Zwei Jahre lang hatte man mir jeden Tag gesagt, was ich tun musste, tun durfte, tun sollte. Ich war vor jeder Tür stehen geblieben und hatte gewartet, bis sie jemand öffnet. Das Verbot, selbst eine Tür aufzumachen, plagte mich noch Wochen, wenn nicht Monate, in der neu erlangten Freiheit. Nach einigen Minuten frage ich den Beamten, der mit mir vor dem Tor des Gerichtsgebäudes steht, was jetzt passiert. „Hoffentlich wird alles gut bei dir,“ sagt er, „du gehörst da nicht her, das haben wir gleich gewusst. Wir wollen dich da ehrlich nicht mehr wiedersehen, verstehst du?“

In diesem Moment hält ein Auto. Unser Pfarrer, der mir so oft geholfen und beigestanden hat, steigt aus und kommt auf mich zu. Da ist auch meine Schwester. Wir umarmen uns minutenlang, dann gehen wir noch einmal ins Gerichtsgebäude, setzen uns ins Buffet. Ich trinke einen Kaffee und esse einen Toast. Es ist der erste richtige Bohnenkaffee nach zwei

Jahren löslicher Brühe. Auch der Toast kommt mir sensationell gut vor, obwohl er wahrscheinlich ganz normal schmeckt. Ich werde noch viel Kraft brauchen an diesem Tag, das ist uns klar.

Dann kommt die Anwältin, unglaublich, wie schnell die aus Graz hergefahren ist. „Wir müssen gleich zur Pressekonferenz“, sagt sie. „Bitte vorher keine Fragen beantworten, schauen wir, dass wir gleich fahren.“ Vor dem Gericht stehen schon unzählige Journalisten und Fotografen. Ein echtes Großaufgebot, das sie da für den Franz Ambrosi aufgefahren haben. Krone, Kurier, Niederösterreichische Nachrichten, die Kameraleute von ATV, Puls 4, ORF, Sat1, RTL.

Einige der Journalisten erkenne ich wieder. Manche von ihnen waren schon bei meinem Prozess und nicht wenige von ihnen haben damals offen gesagt, dass sie mehr als überrascht waren, als die Richterin das Urteil verkündete. Als diese Journalisten vom Wiederaufnahmeverfahren hörten, hat sich wohl so mancher gedacht: „Denen schauen wir jetzt aber ganz genau auf die Finger, denn beim ersten Mal war das ja alles andere als korrekt.“ Wahrscheinlich erklärt auch dieser Umstand das enorme Interesse der Medien und des Publikums für meinen Fall. Das und wohl auch die Anwältin, die sich unglaublich ins Zeug gelegt hat, um mich aus dem Gefängnis zu holen.

Angeblich war es so, dass die drei Höchstrichter in Wien seit langem die ersten waren, die den ganzen Akt gründlich durchgelesen haben. Kein Richter, kein Staatsanwalt zuvor, niemand vom Gericht kann den ordentlich studiert haben, sonst wäre ich schon viel früher freigekommen, das ist meine feste Überzeugung. Zwei der Höchstrichter, das habe ich zumindest später gehört, haben die Unterlagen gelesen und sofort festgestellt, dass man mich rauslassen soll. Die dritte Stimme hat dann ein bisschen länger gedauert, aber auch dieser Richter war am Ende der Meinung, dass da etwas hinten und vorne nicht stimmen kann.

Im Schreiben des Gerichtes vom 9. Juni 2009 heißt es: „Das Oberlandesgericht Wien hat in der Strafsache gegen Franz Ambrosi wegen §§ 15, 75 StGB über die Beschwerde des Genannten gegen den Beschluss des Landesgerichts Wiener Neustadt vom 14. Mai 2009 in nicht öffentlicher Sitzung den Beschluss gefasst: Der Beschwerde wird Folge gegeben, der angefochtene Beschluss aufgehoben und die sofortige Enthftung des Franz Ambrosi angeordnet.“ Eine echte Sensation spielt sich da gerade ab im Rechtsstaat Österreich und die Medien haben es als erste begriffen.

In Wiener Neustadt hatte die Anwältin einen Raum in einem Kaffeehaus reserviert. Ein großes Lokal mit Veranstaltungssaal. In Minutenschnelle haben die Journalisten ihre Positionen bezogen, unzählige Fragen werden gestellt. Von der Frau Doktor wollen alle wissen, wie das geht, wie man jemanden, der als Mörder verurteilt wurde, aus der Karlau holt. Ich bin ja eine juristische Ausnahmeerscheinung. Genau genommen bin ich der erste Fall in Österreich seit Bestehen der 2. Republik, wo jemand, der wegen Mordes hinter Gittern sitzt, nach einem Wiederaufnahmeverfahren, aber noch ohne einen formellen Freispruch, entlassen wird.

Den Gutachter Dr. P., dessen Untersuchungen maßgeblich dazu beigetragen haben, dass ich jetzt in Freiheit bin, den fragen die Journalisten danach, wie er die Sache beurteilt, wieso das nicht alles früher klar geworden ist. Und den ehemaligen Kripo-Beamten, der durch einen Lügendetektor-Test gezeigt hat, dass ich die Wahrheit sage, auch den befragen sie lange und intensiv.

Die meiste Zeit während dieser Pressekonferenz sitze ich ruhig da. Wenn man sich die Aufnahmen ansieht, dann bemerkt man meinen ungläubigen Ausdruck im Gesicht, meine Verwirrung, denn in diesen Augenblicken kann ich all das einfach nicht fassen. Vor vielleicht zwei Stunden bin ich noch im Gefängnishof auf und ab gegangen und habe nicht gewusst,

wie lange ich noch Gitterstäbe und Stacheldraht vor mir sehen werde. Und jetzt sitze ich in einem Café in Freiheit, höre die vielen Fragen, schaue in die Fernsehkameras.

Nach all den Fragen der Reporter geht es zurück zum Gericht. Für die Fotografen und die Kameralleute komme ich an diesem Tag noch dutzende Male freudestrahlend und jubelnd aus dem Gebäude. „Franz Ambrosi entlassen“, diese Szene wird wieder und wieder nachgestellt. Auf Details wie die Kisten, die ich herausgetragen hatte, wird dankend verzichtet. Wichtiger ist das Lächeln, die hochgestreckten Arme, das Grinsen im Gesicht.

Meine Schritte sind nun nicht mehr so unsicher wie beim ersten Mal und ich würde noch einhundert Mal hinein und heraus gehen, wenn man es von mir verlangt. Die Presse hat mich über Monate gestärkt, sie hat die Zweifel an der Richtigkeit des Urteils an die Öffentlichkeit gebracht, seither bin ich dankbar für jedes Interview, jedes Foto, weil ich weiß, dass sie zu meiner Freilassung beigetragen haben.

Am Abend ist dann noch ein Fernsehsender bei meiner Schwester und danach mache ich etwas echt Blödes, zumindest für normale menschliche Begriffe. Ich gehe hinaus in den kleinen Garten, setze mich in die Wiese. Es beginnt zu nieseln, aber ich bleibe sitzen und freue mich. Im Regen draußen zu sein und im Dunkeln noch dazu, das war vor ein paar Stunden noch ein unerreichbarer Wunsch. Ich sitze also hier, zunehmend nass, ich will die Kälte nicht wahrhaben. Ich habe keine Ahnung, wie es weitergehen wird, was die nächsten Schritte sein werden. Ich weiß nur, dass jetzt alles erst anfängt und dass es alles andere als leicht für mich werden wird.

Die ersten paar Wochen gehe ich überhaupt nur dann hinaus ins Freie, wenn es dunkel ist. Ich will nicht, dass mich jemand sieht, denn hier

in der Gegend bin ich aufgewachsen, hier kennt mich fast jeder. Auch könnte ich der Frau, die mich ins Gefängnis gebracht hat, und die nach wie vor in der Nähe wohnt, jederzeit begegnen. Ich will sie nicht sehen, vor allem aber will ich nicht, dass sie mich sieht, dass sie etwas gegen mich in der Hand hat. Ich will nicht, dass sie mich ohne Zeugen sieht und dann aussagt, ich hätte sie bedroht. Allein gehe ich seit damals, seit dem Tag meiner Freilassung, so gut wie nirgendwohin.

Ich habe in den letzten zwei bis drei Jahren viel Unglück erfahren, aber zugleich habe ich das große Glück, Freunde und Bekannte in meinem Umfeld zu wissen, die mir vertrauen. Leute, die immer zu mir hielten, auch wenn sich anscheinend alles gegen mich verschworen hatte. Die Frau eines Bekannten sagte etwa bereits am zweiten Tag nach meiner Entlassung: „Wenn du wohin musst, ruf mich an, ich hole dich ab, wir fahren hin, damit du immer eine Zeugin dabei hast. Damit ja nicht irgendjemand sagen kann, du hättest ihn oder sie bedroht oder belästigt.“

„Freedom is just another word for nothing left to loose“, den Song habe ich im Radio in meinem Leben hunderte Male gehört. Nie hatte das große Bedeutung für mich, was Janis Joplin da mit ihrer rauhen Stimme sang. Aber in diesen Tagen habe ich manchmal diese Zeilen gesummt und mir gedacht, dass sie Recht hatte. Man hat mir meine Familie genommen, meine Wohnung, meinen Arbeitsplatz als Betriebselektriker im Krankenhaus. Man hat mir alle persönlichen Erinnerungsstücke weggenommen, bis auf ein paar Sachen, die meine Schwester zufällig in Müllsäcken gefunden hat, als sie an meiner früheren Wohnung vorbeifuhr und dort hektische Betriebsamkeit feststellte. Man hat zuerst alles verkauft, was nicht niet- und nagelfest war und dann auch noch den Rest.

Ich hatte meinen guten Ruf verloren, denn nie zuvor hatte sich jemand über mich beschwert, weder bei uns im Haus noch in der Arbeit. Das

einzig, was sie mir nun nach 712 Tagen im Gefängnis retour gegeben haben, war ein Stück Freiheit. Die kleinen Spaziergänge im Dunkeln, im Regen, wenn sonst niemand unterwegs war. Die Telefonate ohne vorherige Genehmigung. Und das selbstständige Öffnen von Türen.

Ich denke in diesen Tagen oft daran, dass sie wiederkommen, dass sie mich in ein Polizeiauto oder einen Bus der Justiz setzen und in U-Haft stecken. Ich fürchte, wenn der mediale Druck nachlässt, werden sie ein neues schnelles Urteil sprechen, sie werden natürlich die Paragraphen 15 und 75, Mordversuch und Mord, fallen lassen, aber wegen irgendetwas, einer Körperverletzung oder etwas Ähnlichem, werden sie mich doch noch ein paar Monate wegsperren.

Dann denke ich an eine neue Arbeit und daran, welche Kontaktängste ich speziell in diesen ersten Wochen in Freiheit verspürt habe. Wenn es hinter mir laut wird, beginne ich sofort zu zittern, ich will nur wegrennen, ich bekomme Herzrasen, Schweißausbrüche. Ich gehe immer in Abwehrhaltung, ich will beim geringsten überraschenden Geräusch die Flucht ergreifen. Meine Psychologin hat in den ersten Wochen meiner Freiheit jede Menge Arbeit mit mir.

In Wiener Neustadt, bei meiner ersten Untersuchungshaft, bekam ich zweimal die Woche Besuch. Eine Viertelstunde, mehr war nicht drinnen. Wäre nicht unser Pfarrer bei seinem ersten Eintreffen so entschlossen gewesen, hätten die Besucher wohl immer nur durch die trennende Glasscheibe mit mir reden können. Doch der Pfarrer sagte gleich zu den Beamten: „Ich will mich mit ihm hinsetzen, ich kann nicht durch eine Scheibe mit ihm sprechen, ich bin schließlich sein Seelsorger!“ Und das funktionierte, zumindest in seinem Fall. Er hat mir später erzählt, dass er seinen Kollegen in Wiener Neustadt von diesem Besuch informiert hat, da dieser ja an sich zuständig war. Und der dortige Pfarrer hat ihm

einige Dinge gesagt über den Prozess und die beteiligten Personen, die ihn noch skeptischer werden ließen.

Meine Schwester kam regelmäßig, auch hin und wieder Freunde. In der Karlau dann waren die Kontakte nach außen weiter erschwert. Meine Schwester, die auf die Öffentlichen Verkehrsmittel angewiesen war, konnte nicht jede Woche anreisen und auch sonst war es für die meisten zu mühsam, sich für einen Besuch von maximal einer Stunde extra freizunehmen. Andererseits war in der Karlau wenigstens keine Scheibe zwischen uns. Meine Schwester, die nun jede zweite Woche kam, begrüßte mich immer mit einem Kuss und niemand hatte etwas dagegen einzuwenden.

Sie sagt heute, dass sie nie daran gedacht hat, aufzugeben, dass sie immer sicher war, dass ich vorzeitig entlassen werde. Sie hat gekämpft wie eine Löwin, dafür bin ich ihr unendlich dankbar. Und diejenigen, die an mir gezweifelt haben, haben ihre Sicht der Dinge mittlerweile auch geändert. Meine Schwester hat dem einen oder anderen auch ziemlich direkt ihre Meinung gesagt. „Jetzt freust du dich, weil er wieder heraußen ist. Aber wie er drin war, was hast du da eigentlich getan? Wo warst du in dieser Zeit?“

Jetzt nach der Freilassung beginne ich, zögernd aber doch, meine Freunde wiederzusehen. Gemeinsam Sport zu betreiben, wenigstens einmal pro Woche, und auch ab und zu ins Kino zu fahren. Eines der Hindernisse dabei war und ist das liebe Geld. Ich bekomme ein bisschen Arbeitslosenunterstützung, muss aber natürlich auch weiterhin meine Alimente bezahlen. Mittlerweile gibt es keine Auflagen vom Gericht mehr, ich könnte meine Tochter treffen, ins Ausland fahren, ich kann einen Pass haben und mich frei bewegen. Das Jugendamt hat mir aber abgeraten, meine Tochter zu kontaktieren, sie will mich nicht sehen, lässt man mir ausrichten.